



WESTFÄLISCHE WILHELMS-UNIVERSITÄT MÜNSTER

**Die Veränderung kognitiver Strukturen:
Mikroprozessuale Aspekte der Bewältigung**

Dirk Wentura

1998

Berichte aus dem Psychologischen Institut IV

Sozialpsychologie ♦ Persönlichkeitspsychologie ♦ Organisationspsychologie

Fliednerstr. 21, D-48149 Münster

Die Reihe erscheint von 1986 an in unregelmäßiger Reihenfolge und enthält Forschungsberichte und theoretische Arbeiten von Angehörigen des Psychologischen Instituts IV der WWU, Sozialpsychologie, Persönlichkeitspsychologie, Organisationspsychologie. Das Copyright für Arbeiten, die in einem anderen Publikationsorgan zum Druck angenommen worden sind, liegt bei dem betreffenden Publikationsorgan. Für Arbeiten, die nicht in einem anderen Organ erscheinen, liegt das Copyright bei dem jeweiligen Verfasser.

Korrespondenzadresse:

Wolfgang Bilsky, Differentielle Psychologie und Persönlichkeitspsychologie, Psychologisches Institut IV der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, Fliegenerstr. 21, D-48149 Münster, Tel. 0251 / 83-34198; Fax. 0251 / 83-31343; e-mail: bilsky@psy.uni-muenster.de.

**Die Veränderung kognitiver Strukturen:
Mikroprozessuale Aspekte der Bewältigung**

**Dirk Wentura
Universität Münster**

**Erweiterte Fassung eines Vortrags auf dem 11. „Coping Workshop“ vom 5. - 7.Juni 1998 in
Hannover**

Shelley Taylor hat in den achtziger Jahren eine Reihe von Texten zu einer Interviewstudie veröffentlicht, in der sie die Bewältigungsreaktionen von Brustkrebspatientinnen untersucht hat (Taylor, 1983; Wood, Taylor & Lichtman, 1985). Diese Arbeiten sind weithin bekannt geworden. Taylor und Koautorinnen konnten mit ihrem Interviewmaterial beeindruckend belegen, wie verschiedene kognitive Entlastungsreaktionen bei den Patientinnen einsetzten. Zum Beispiel wurde gezeigt, wie häufig die Entlastungsreaktion des „sozialen Abwärtsvergleichs“ anzutreffen war. Jede Patientin hob Merkmale der eigenen Situation hervor, auf der sie selbst vorteilhaft gegenüber einer anderen Gruppe von Patientinnen erschien. So schwerwiegend der eigene Krankheitszustand auch war, immer wurde mindestens ein Szenario konstruiert, daß die eigene Lage erträglicher erscheinen ließ.

Warum beginne ich mit den Studien von Taylor? Nun, zum einen wird hiermit der inhaltliche Schwerpunkt des Folgenden umrissen: Es wird um emotional entlastende Kognitionen als Reaktion auf negative Ereignisse gehen. (Das bedeutet auch eine gewisse Eingrenzung: Es wird nicht bzw. wenig um Verhaltensreaktionen gehen.) Es soll untersucht werden, welche Rolle derartige entlastende Kognitionen im Bewältigungsgeschehen spielen. Dabei soll insbesondere das Selbstkonzept, seine Facetten, seine Stabilisierung, aber auch Veränderung in den Vordergrund gestellt werden. Zum anderen habe ich die Taylor-Arbeiten wegen der Methode ausgewählt, denn hierin liegt ein großer Unterschied zu den eigenen Studien, die ich vorstellen möchte. Der eingehenden, nur teilstrukturierten Befragung von Probanden, die mit einem realen, häufig sehr belastenden Ereignis konfrontiert sind, werden hier Laborexperimente gegenübergestellt, in denen auf standardisierte Stimuli hoch normierte Reaktionen abgegeben werden. Belastung wird nur „simuliert“ oder höchstens in den engen Grenzen ethischer Regeln erzeugt. Ich möchte davon überzeugen, daß und warum diese Herangehensweise eine fruchtbare und notwendige Ergänzung zu Fragebogen- und Interviewstudien ist.

Zwei Probleme von Selbstauskünften

Ich möchte noch für einen Moment bei den sozialen Abwärtsvergleichen bleiben und zwei Probleme aufzeigen, die eine empirische Forschung hat, die einen Zusammenhang zwischen sozialen Abwärtsvergleichen und emotionaler Linderung auf der Basis von Selbstauskünften untersucht.

Das „Tautologie“-Problem. Es ist an dieser Stelle nicht der Raum, die sogenannte Emotions-Kognitions-Debatte (vgl. z.B. Lazarus, 1984; Zajonc, 1984) wieder aufzuwärmen.

Allerdings muß noch einmal darauf hingewiesen werden, daß Emotionen komplexe Phänomene sind, die partiell durch einen begrifflichen Kern gebildet werden (vgl. Brandtstädter, 1982, 1984, 1993). Dieser Begriffskern enthält häufig einen Referenzrahmen: So wie im Bereich der positiven Emotionen die Emotion „Stolz“ einen Vergleichsmaßstab für Leistungen beinhaltet - z.B. besser als andere abgeschnitten zu haben -, so könnte man argumentieren, daß die Feststellung eines sozialen Abwärtsvergleichs - „X geht es schlechter als mir“ - die emotionale Linderung schon in sich trägt. Das wird deutlich, wenn wir die Gegenprobe machen: Wir würden bei einem Opfer, das betont, die eigene Lage sei sehr viel schlechter als die aller anderen Betroffenen, aber gleichzeitig hervorhebt, es gehe ihm emotional besser, zumindest nach zusätzlichen Erklärungen verlangen. Dies kann man als Zeichen dafür sehen, daß wir hier einen semantischen Widerspruch wittern. Ich möchte an dieser Stelle darauf hinaus, daß Überzeugungen, die von Personen z.B. in Interviews geäußert werden und Befindlichkeiten, die von Ihnen angegeben werden, potentiell in einem semantischen - und das soll hier auch heißen: nicht empirischen - Zusammenhang stehen.

Das „Überzeugungs“-Problem. Natürlich wird man einwenden: „Ja, aber ...“. Sicherlich, die Sache ist nicht so einfach. Würde man den Versuch machen, den empirischen Zusammenhang zwischen sozialen „Abwärtsvergleichen“ und dem Befinden der Person festzustellen, würden die Korrelation vermutlich gar nicht besonders hoch sein: Es wird durchaus nicht immer eine Linderung durch solche Vergleiche festzustellen sein. Dies scheint das Tautologie-Argument aus den Angeln zu heben. Was steckt hinter diesem (scheinbaren) Widerspruch? Ich möchte argumentieren, daß es mit der *Genese* der Kognition zu tun hat. Das soll an folgendem anekdotischem Alltagsbeispiel deutlich gemacht werden: Als Junge hatte ich, wenn ich einmal nachts allein zu Hause war, gräßliche Angst, die - aus einer Außenperspektive - völlig irrational wirken mußte. Dabei hatte diese Angst - wie jede Angst - einen subjektiv völlig rationalen Kern: Das gesamte Horrorkabinett aus Dracula-, Edgar-Wallace- und Aktenzeichen XY-Filmen drängte sich mit Vehemenz in ein Erwartungs-x-Kalkül der folgenden Art: Natürlich wurde es auch von mir als unwahrscheinlich angesehen, daß ein Wahnsinniger mit Schlachtermesser es ausgerechnet an diesem Abend auf mich abgesehen haben könnte, aber *wenn doch*, dann würde ich ein schreckliches Ende nehmen. Daß die Wahrscheinlichkeit nicht als Null angenommen wurde — wie schon im Lichte des nächsten Tages —, lag an der leichten mentalen *Verfügbarkeit* und *Zugänglichkeit* dieser Horrorszenarien. (Medizinstudierende kennen ähnliches als Qual der Krankheitsbedrohung aufgrund der leichten *Verfügbarkeit* und *Zugänglichkeit* von Symptomatiken.) Kontrastieren

möchte ich dieses „sich Aufdrängen“ von Kognitionen mit dem Versuch, sich selbst zu einer anderen - mit der Bedrohung in Konflikt stehenden - Überzeugung zu verhelfen. Man kann versuchen, in einer Art „Selbstüberredung“, die Erwartungs- und die Wertkomponenten auf ein erträglicheres Maß zurechtzurücken, nur - so würde ich behaupten -: es funktioniert nicht. Aussagen werden erst dann zu handlungsleitenden und emotionsdeterminierenden Überzeugungen, wenn sie subjektiv Evidenz besitzen. Die Frage, wann sich subjektiv Evidenz einstellt, ist ganz unabhängig von einer bewältigungspsychologischen Thematik eine sehr interessante psychologische Frage, deren Beantwortung hier sicherlich den Rahmen sprengen würde. Aber man kann sicherlich einige Randbedingungen dazu angeben.

- Ist die Aussage stimmig in das eigene Überzeugungssystem einzuordnen? Aussagen, die zu unseren bisherigen Überzeugungen im Widerspruch stehen, werden - zumindest zunächst - „abgestoßen“, nicht geglaubt.
- Ist die Aussage erfahrungsgestützt? Die eigene sinnliche Wahrnehmung von Ereignissen trägt vermutlich zu Überzeugungen bei, die sehr änderungsresistent sind.
- Ist die Aussage kompetenzgestützt? Aussagen anderer werden nur dann von uns akzeptiert - und somit zu eigenen Überzeugungen - wenn wir dem Gegenüber Kompetenz zu einer derartigen Aussage unterstellen.
- Ist der Grund für eine Aussage ein anderer als der, von dieser Aussage zu überzeugen? Das klingt kompliziert, ist aber ganz einfach: Wenn mir ein Versicherungsmakler mit warmen Worten Lebensversicherung X als die einzig geeignete empfiehlt, werde ich ihm spätestens dann nicht mehr glauben, wenn ich erfahre, daß das Versicherungsunternehmen X die höchsten Provisionen zahlt.

Insbesondere dieser letzte Punkt scheint für die Bewältigungsproblematik nicht unerheblich zu sein. In gewisser Weise sind wir Makler und Kunde in einem, wenn es um die Bewältigung eines negativen Ereignisses geht: Die Aussage, die gehandelt wird, kann z.B. sein: „Diese Absage auf die Bewerbung sagt nichts über mich aus: Wahrscheinlich war vorher schon klar, wer die Stelle bekommen soll.“ Da will uns möglicherweise der Makler im eigenen Kopf etwas verkaufen, was die „Provision“ einer emotionalen Entlastung verspricht. Nur leider kann dieser „Makler“ seine Absicht vor dem „Kunden“ nicht verbergen - das Geschäft wird scheitern.

Auf einer abstrakteren Ebene ist das, was hier passiert, Folgendes: Der Versuch, sich selbst eine emotionale Entlastung zu verschaffen, ist der Versuch, etwas als Handlung zu verstehen, was keine Handlung ist. Dies möchte ich näher ausführen.

Bewältigungsprobleme sind zunächst einmal nur im Rahmen einer handlungstheoretischen Psychologie, einer Psychologie, die am Begriff der „Person“ orientiert ist, zu verstehen. Darauf hat Brandtstädter (1989) mit seinem „Modell der assimilativen und akkommodativen Bewältigung“ hingewiesen. Ich beziehe mich im folgenden auf dieses Modell. Personen haben Werte und Ziele, haben Erwartungen darüber, wie sie diese Ziele erreichen können, aber auch Befürchtungen darüber, was oder wer diese Ziele sabotieren könnte. Personen stellen fest, ob bzw. in welchem Maße das, was der Fall ist, damit übereinstimmt, was sie möchten. Derart beschriebene Ist-Soll-Diskrepanzen sind der Ausgangspunkt bewältigungstheoretischer Bemühungen.

Personen versuchen, durch Handeln Ist und Soll in Einklang zu bringen. Wer meint, er habe zuviel Gewicht, wird sich - wie auch immer - darum bemühen, es zu reduzieren. Wer meint, er habe noch zu wenig publiziert, um eine der begehrten Stellen zu ergattern, wird sich tunlichst darum bemühen. Wer schwer erkrankt, wird alle Möglichkeiten zur Heilung nutzen. Brandtstädter (1989; Brandtstädter & Renner, 1990; Brandtstädter, Wentura & Greve, 1993) nennt diese handlungsorientierte Bewältigung „assimilativ“: Die Person bemüht sich, die Ist-Soll-Diskrepanz durch Veränderung der Ist-Seite zu beseitigen. Das „Makler“-Problem stellt sich hier nicht: Es ist eine absurde Vorstellung, daß jemand sich selbst zu überzeugen versucht, daß es genügt, eine Pille pro Tag zu schlucken, um abzunehmen, nur *weil dies einfacher ist*, als eine strenge Diät zu halten. (Das ist zu unterscheiden von einer gewissen *Geneigtheit*, der Pillenwerbung zu glauben.) Ein anderes Beispiel gibt der Witz von dem Betrunkenen, der seinen verlorenen Schlüssel unter der Laterne sucht, nur weil dort Licht ist. So funktioniert das nicht.

An dieser Stelle ist ein kleiner Exkurs notwendig: Unser Thema hier ist zwar die Bewältigung von Verlusten bzw. die Bewältigung des Nichterreichens von Zielen, somit also *nicht* die motivationspsychologische Frage, welche Mechanismen zum *erfolgreichen* Handeln notwendig sind. Aber wir wissen natürlich spätestens seit den neueren motivations- und volitionspsychologischen Arbeiten (z.B. Gollwitzer, 1991; Kuhl, 1996), welch' „zartes Pflänzlein“ ein Ziel ist, das wir uns vornehmen. Da müssen Intentionen gegen Ablenkungen und gegen konkurrierende Intentionen abgeschirmt werden; da muß der „Rubikon“ zwischen der Vornahme und dem tatsächlichen Handeln überschritten werden usw. Insbesondere stellt sich die Frage, warum wir all die Mühen zur Erreichung von längerfristigen Zielen auf uns

nehmen (deren Nichterreichen dann vor allem den Bewältigungspsychologen interessiert). Eine der interessantesten Antworten scheint mir in dem Konzept der „possible selves“ von Markus (Markus & Nurius, 1986; Markus & Ruvolo, 1989) zu liegen. Danach haben wir nicht nur eine Theorie darüber, wer wir sind, sondern auch wer wir werden könnten. Etwas anzustreben heißt danach, ein mehr oder weniger konkretes, positives „Bild“ von sich als jemandem zu haben, der das fragliche Ziel erreicht hat. Ein „Bild“ davon zu haben, kann dabei zum Teil durchaus in einem wörtlichen Sinne verstanden werden: Werden nicht eventuell die letzten Reserven beim Sportler durch ganz klischeehafte Bilder von sich selbst als Sieger mobilisiert? In einem weiteren Sinne sind die „possible selves“ aber theorieartige Konzeptionen darüber, was es bedeutet, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Man denke zum Beispiel daran, mit welchen Bedeutungen (zumindest noch bis vor einiger Zeit) der Beruf des Arztes aufgeladen war: Soziale Achtung, Erfüllung positiver Wertvorstellungen, materieller Wohlstand. Die Entwicklung und Ausdifferenzierung eines solchen positiven „possible self“ spielt sicherlich eine große Rolle bei der Aufrechterhaltung langfristiger Motivationen.

Vermutlich reichen positive Selbstentwürfe aber nicht aus, um genug motivationalen Schwung für die notwendigen mühevollen Handlungen zur Verwirklichung bereitzustellen. Genügende motivationale Verpflichtung entsteht erst dann, wenn das positive „mögliche Selbst“ mit einem negativen Gegenbild gekoppelt ist: Was ist, wenn ich das Ziel nicht erreiche? Auch hier entwickeln wir bei langfristig angelegten Zielen ein „mögliches Selbst“, das aber in diesem Fall ein Scheitern repräsentiert. Die Vermeidung dieses unerwünschten Selbst ist sicherlich motivational ebenso bedeutsam wie die Annäherung an das erwünschte (vgl. hierzu auch Oyserman & Markus, 1990). (Hier klingt natürlich die alte Unterscheidung der Motivationspsychologie von „Hoffnung auf Erfolg“ vs. „Furcht vor Mißerfolg“ an.) Die Ist-Soll Diskrepanz von der ich sprach, ist somit bei näherer Betrachtung eine Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit von komplexen Teilstrukturen des Selbstkonzeptes: dem aktuellen Selbstkonzept, dem gewünschten möglichen Selbstkonzept und seinem unerwünschten Gegenstück. Motivationspsychologisch interessant ist hierbei die Vermutung, daß es zur Aufrechthaltung dieser motivierenden Spannung Mechanismen gibt, die jedwede Information „abstoßen“, die das erwünschte Selbst entwertet, die zum Aufbau eines konkurrierenden erwünschten Selbst beiträgt oder aber das unerwünschte Selbst erträglicher scheinen läßt. Insbesondere sollte dies in der assimilativen Phase der Bewältigung gelten: Die Mobilisierung letzter Reserven ist inkompatibel mit der Infragestellung des Zieles.

Was passiert, wenn die Person die Ist-Soll-Diskrepanz für unüberwindbar hält? Die Person erkennt, daß Handlungsbemühungen ins Leere laufen und wird sie dementsprechend einstellen. Aber die Ist-Soll-Diskrepanz bleibt natürlich: Besorgnis und Sorge darüber, ob das Ziel erreicht wird, schlagen um in Verzweiflung und Depression darüber, daß es nicht mehr erreicht werden kann. Was passiert nun? Einerseits läßt sich konstatieren, daß eine solche Lage nicht endlos persistiert: Wir würden fast alle depressiv unser Leben fristen, da die meisten wohl hier und da in ihrem Leben Verluste erlitten haben oder ein Ziel nicht erreichen konnten. Andererseits können wir die Lage nicht durch einen willentlichen Entschluß beenden: Emotionale Lagen wie Verzweiflung oder Depression wären unbekannt, wenn wir Macht über unsere Wünsche und Ziele hätten. Offenbar endet hier die handlungspsychologische Geschichte.

Die Diskrepanz kann nur noch durch innerpsychische Mechanismen aufgelöst werden. Brandtstädter (1989; Brandtstädter & Renner, 1990; Brandtstädter et al., 1993) spricht hier von akkommodativen Mechanismen. Mit einem Bild könnte von einer allmählichen „Erosion“ der Diskrepanz gesprochen werden, ein Prozeß in dem neu aufgenommene oder neu aktualisierte Informationen zu einer neuen Repräsentation der Situation und des Selbst führen. In der Konzeption der „possible selves“ läßt sich vermuten, daß jedwede Information, die das unerreichbare erwünschte Selbst entwertet, die zum Aufbau eines neuen erwünschten Selbst beiträgt oder aber das unerwünschte Selbst aufwertet, integriert wird und somit zu einer emotionalen Linderung beiträgt. (Dazu gehören dann im übrigen auch die günstigen sozialen Vergleiche, von denen eingangs die Rede war.) Am Ende stehen dann veränderte Strukturen, die nicht mehr die peinigende Ist-Soll-Diskrepanz beinhalten.

Theoretisch entscheidend ist an dieser Stelle aber nicht - oder: allenfalls nur zum geringen Teil -, mit welchen *Strategien* eine Person zu einer Veränderung der eigenen Überzeugungsstrukturen zu gelangen versucht - die Frage hiernach wäre wieder ein Rückfall in eine personale, handlungssprachlich orientierte Psychologie an einer Stelle, wo die Antwort in der Untersuchung subpersonaler Mechanismen liegen muß. Orientierung für Antworten findet sich dementsprechend eher in Unterscheidungen der Gedächtnispsychologie (Tulving & Pearlstone, 1966) bzw. der Forschung zur sozialen Kognition (Higgins, 1996). Dort wird die *Verfügbarkeit*, *Zugänglichkeit* und *Anwendbarkeit* von Informationen unterschieden.

Verfügbarkeit von Information meint, ob eine fragliche Information überhaupt im Gedächtnis repräsentiert ist. Im vorliegenden Kontext könnte man so formulieren: Gibt es - intern oder extern - überhaupt entlastende Deutungen für das negative Ereignis, die negative

Situation (vgl. auch Brandtstädter & Wentura, 1995)? Das Schwerwiegende einer Situation manifestiert sich natürlich auch daran, daß möglicherweise kein entlastendes Moment zu entdecken ist. Hier kann im übrigen zugestanden werden, daß aktive Informationssuche, die zu einer Differenzierung der Überzeugungsstruktur führt, eine Rolle spielt: Wer zunächst eine Krebsdiagnose für ein Todesurteil hält, dem wird dann durch Informationssuche möglicherweise auch entlastende Information im Sinne von günstigen Überlebensraten verfügbar. Aber (auch auf die Gefahr spitzfindig zu wirken): Die Informationssuche ist Teil assimilativer Bemühungen zur Entdeckung von Heilungsmöglichkeiten, der letzte Satz somit ein Widerspruch in sich: Wer *wirklich glaubt*, Krebs sei - ohne wenn und aber - der sichere Tod, hat keinen Grund mehr für die Informationssuche.

Zugänglichkeit von Information meint, ob eine vorhandene Repräsentation für aktuelle Informationsverarbeitungsschritte zur Verfügung steht. Ganz allgemein könnte von der Zugriffswahrscheinlichkeit gesprochen werden. Dieser Parameter ist besonders bedeutsam in der vorliegenden bewältigungstheoretischen Diskussion. Es kann davon ausgegangen, daß jedes aktuelle Selbstkonzept, jedes erwünschte Selbst und auch jedes unerwünschte Selbst durchaus ambivalente Züge hat. Generell Erstrebenswertes hat auch häufig negative Nebenbedeutungen, unerwünschte Nebenkonsequenzen; generell Unerwünschtes dagegen auch häufig positive Nebenbedeutungen, angenehme Nebenkonsequenzen. Diese Bedeutungen hintertreiben die Motivation zur Zielerreichung und werden daher vermutlich während der assimilativen Bemühungen durch Inhibitionsprozesse in ihrer Zugänglichkeit gemindert (Rothermund, 1998; Wentura, 1995). Nach dem „Resignationspunkt“, der das Ende assimilativer Bemühungen markiert, werden diese Inhibitionen aufgehoben, so daß die entlastenden Konnotationen ihre „normale“ Zugänglichkeit wiedererlangen; durch entsprechende Situationskontexte, interne Assoziationsvorgänge etc. werden sie aktiviert und damit gestärkt; dabei können gerade Ruminationen (Martin & Tesser, 1989) über das nicht Erreichte zur Aktivierung der vorher blockierten Informationen führen. Eventuell schlägt auch - im Sinne eines „opponierenden Prozesses“ - die Inhibition direkt in eine Aktivierung um. Wie auch immer: Zumindest ein Teil der Akkommodation besteht darin, daß entlastende Bedeutungen zugänglicher werden.

Anwendbarkeit von Information meint, ob die zugängliche Information in den momentanen Kontext „hineinpaßt“. Hier spielt die oben angerissene Diskussion über die Genese einer Information eine Rolle. Aus sozialpsychologischen Untersuchungen ist bekannt, daß aktivierte Informationen nur unter bestimmten Umständen „assimiliert“ wird. Wenn

Probanden wissen, daß ihnen bestimmte Informationen nur deshalb zugänglich sind, weil sie in einem irrelevanten Kontext dargeboten wurde, werden sie diese aus der Deutung der momentan relevanten Situation heraushalten (z.B. Lombardi, Higgins & Bargh, 1987). Wenn einer entlastenden Deutung der Makel anhängt, nur um der Entlastung willen generiert worden zu sein, wird sie ihre Wirkung verfehlen (s.o.).

Ich möchte im folgenden einige Forschungsbeispiele anführen, die insbesondere die Frage nach der erhöhten *Zugänglichkeit* von entlastenden Informationen untersucht. Zugänglichkeit ist dabei ein Begriff, der sich direkt in Prozeßparameter wie erhöhte Verarbeitungsleistung - d.h. erhöhte Verarbeitungsgeschwindigkeit und/oder geringe Fehlerraten - korrespondierender Stimuli übersetzen läßt. Die Beispiele illustrieren die generelle Forschungsstrategie, akkommodative Entlastungs-Prozesse mit kognitionspsychologischen Methoden nachzuweisen. Gemeinsam ist diesen Untersuchungen somit der Versuch, weitgehend auf Selbstauskünfte zu verzichten und Hypothesen über - aus einer personalen Sicht: - indirekte Indikatoren wie Reaktionszeiten oder Fehlerraten zu untersuchen. Aus der hier entwickelten Sicht sind diese Indikatoren „direkter“ als Selbstauskünfte, da sich eben aus kognitionspsychologischen Modellen eher Ableitungen über Reaktionszeiten und Fehlerraten ergeben als über - ich pointiere: - so etwas „Mysteriöses“ wie Selbstauskünfte.

Beispiel 1: Die Fokussierung entlastender Informationen in der Verarbeitung bewältigungsthematischer Texte

Im ersten Beispiel ist das Hilfsmittel eine Rahmentheorie, die die Psychologie der Textverarbeitung seit einigen Jahren dominiert: Es handelt sich dabei um die Vorstellung, daß beim Leser ein mentales Modell der im Text beschriebenen Situation entsteht, zu dem auch ein Abbild der motivationalen Prozesse der Textprotagonisten gehört. Lassen sich *en miniature* automatische Entlastungsprozesse bei der Lektüre nachweisen? Läßt sich zeigen, daß angesichts einer negativ valenten Situation automatisch eine Fokussierung auf entlastende Informationen zu beobachten ist?

In der folgenden Untersuchung (Wentura & Nüsing, 1998; vgl. auch Wentura, 1995) wurde (in Adaptierung eines Paradigmas von Glenberg, Meyer & Lindem, 1987) folgendes Vorgehen gewählt: Den Probanden wurden - unter anderen - kurze Texte auf dem Computerbildschirm präsentiert, die potentiell bewältigungsrelevante Ereignisse thematisierten. Tabelle 1 gibt ein Beispiel (aus insgesamt 24 thematisch heterogenen Episoden, die im Kontext weiterer 56 Texte präsentiert wurden).

Tabelle 1. Beispielepisode der „Fokussierungsstudie“ (Wentura & Nüsing, 1998)

	Du hast eine wichtige Klausur geschrieben. Die Klausur war sehr schwer. Du konntest viele Fragen nicht beantworten.
<i>Variante „entlastend“:</i>	Die meisten der anderen hatten dieselben Probleme.
<i>Variante „belastend“:</i>	Die wenigsten der anderen hatten dieselben Probleme.
<i>Testzeitpunkt 1:</i>	*** dieselben Probleme *** Wochenlang überlegst Du, ob es wohl trotzdem gereicht hat. Das Ergebnis wird bekanntgegeben.
<i>Positives Ende:</i>	Du hast bestanden.
<i>Negatives Ende:</i>	Du hast nicht bestanden.
<i>Testzeitpunkt 2:</i>	*** dieselben Probleme ***

Es versteht sich von selbst, daß jeder Proband von einer Basisepisode nur eine der vier Varianten der Episode („entlastend“ vs. „belastend“ x positives Ende vs. negatives Ende) erhielt. Bei einem positiven Ende der Geschichte sollte der Variantensatz in der Mitte keinen funktionalen Unterschied haben; bei einem negativen Ende dagegen kann das Ergebnis, nicht bestanden zu haben, zumindest in seiner Selbstwertrelevanz gemildert werden: Daß die Kommilitonen ebenfalls Probleme mit den Fragen hatten, legt eine externale Attribution nahe. Diese Aussage läßt sich also - vor allem im Vergleich zu ihrem Gegenstück - angesichts des negativen Endes als emotional entlastend ansehen. Wenn es einen automatischen Prozeß der Fokussierung entlastender Informationen geben sollte, sollte er sich hier darin bemerkbar machen, daß *angesichts eines negativen Ausgangs* der Geschichte die dann entlastende Information mental zugänglicher ist. Getestet wurde diese Zugänglichkeit darüber, daß während der Präsentation der Geschichten an manchen Stellen einzelne Phrasen dargeboten wurden, die entweder in der Geschichte vorgekommen waren oder nicht. Die Probanden hatten lediglich die Aufgabe, möglichst schnell und fehlerfrei diesen Wiedererkennstest durchzuführen. Die Fehlerrate bzw. Reaktionszeit wird hierbei als Indikator der momentanen Zugänglichkeit der entsprechenden Information gewertet (vgl. Glenberg et al., 1987). Von Interesse war hier natürlich vor allem die Wiedererkennensleistung für die Phrase aus dem Variantensatz: Wird sie bei einem negativen Ende besser wiedererkannt, wenn sie aus dem entlastenden (verglichen mit dem zusätzlich belastenden) Satz stammt? Abbildung 1 zeigt das Ergebnis.

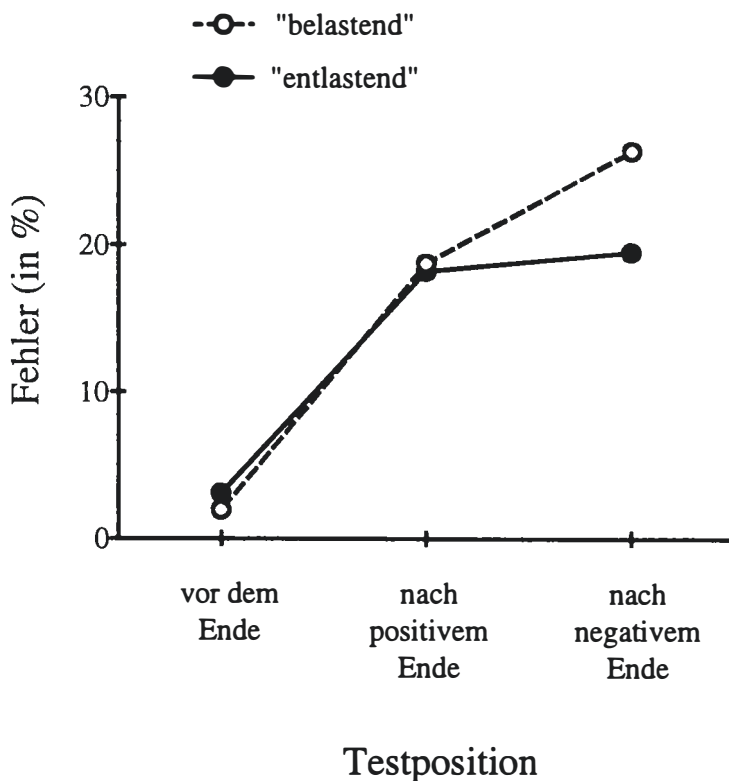


Abbildung 1. Ergebnis der „Fokussierungsstudie“ (Wentura & Nüsing, 1998; Erläuterung siehe Text)

Wie zu sehen ist, ergibt sich bei einem negativen Ende der erwartete Unterschied: Wenn die Phrase aus dem entlastenden Satz stammt, wird sie tatsächlich besser wiedererkannt als wenn sie aus dem belastenden Satz stammt. Bei einem positiven Ende stellt sich kein Unterschied ein; ebenso nicht an der frühen Testposition.¹ Hier zeigt sich also, daß prinzipiell verfügbare Informationen unterschiedlich zugänglich sind, je nachdem, ob sie in einem emotional entlastenden Sinne einsetzbar sind oder nicht.

Ein zweites Beispiel setzt direkter am Begriff des Selbstkonzeptes an. Es soll gezeigt werden, wie Selbstbildschutz und (positive) Selbstbildstabilisierung durch die mikroprozessuale Forschungsstrategie untersucht werden können.

¹ Die Abbildung suggeriert, daß die Interaktion im wesentlichen auf einem Anstieg der Fehlerrate für die Phrase aus dem *belastenden* Satz beruht. Flankierende Analysen deuten jedoch darauf hin, daß die Fehlerraten generell nach einem negativen Ende höher sind. Eine zweite Alternativdeutung des Ergebnisses wäre, daß die beiden Varianten des mittleren Satzes ein negatives Ende in unterschiedlichem Maße nahelegen. Es wurde durch eine Zusatzuntersuchung abgeklärt, daß dies nicht der Fall ist.

Beispiel 2: Selbstkonzeptimmunisierung

Greve (1990) sowie Brandstädter und Greve (1994) haben darauf aufmerksam gemacht, daß der von Epstein (1973) in die Selbstkonzeptforschung eingeführte Gedanke, das Selbstkonzept als eine Theorie der Person über sich selber aufzufassen, erhebliche Bedeutung für die Konzeptualisierung von selbstwertrelevanten Prozessen und damit für bewältigungstheoretische Überlegungen hat. Es ist gerade für uns Psychologen ein gewohntes Denken, daß wissenschaftliche Theorien latente, also nicht direkt beobachtbare Konstrukte enthalten, die über Aussagensysteme mit empirischen Indikatoren in Verbindung gebracht werden. Es gibt also einen Theorie-„Kern“, der aus den latenten Konstrukten und ihren Beziehungen besteht — dieser kann nicht direkt mit der Empirie kollidieren — und eine Peripherie, für die dies sehr wohl gilt. Unstimmigkeiten von Theorie und Empirie können somit in dieser Peripherie — in den Konstrukt-„Operationalisierungen“, den Meßtheorien usw. — durch Veränderungen aufgelöst werden, ohne daß der Kern der Theorie angetastet wird. Popper und in der Folge Lakatos haben dies als Theorieimmunisierung bezeichnet (Lakatos, 1974; Popper, 1984).

Auch selbstbezogene Aussagen haben häufig diesen Charakter der Zuschreibung von latenten Konstrukten: „Ich habe ein gutes Gedächtnis“; „Ich bin intelligent“ o.ä. In mehreren Studien konnte Greve (1990; Greve & Wentura, 1998) zeigen, daß derartige Aussagen dadurch gestützt werden, daß die individuelle Begriffsexplikation von „ein gutes Gedächtnis haben“, „intelligent sein“ an die eigenen Fähigkeiten angepaßt sind. Abbildung 2 veranschaulicht das.

Fragt man Personen danach, für wie diagnostisch sie einzelne, beobachtungsnahe Fertigkeiten für die Eigenschaft „ein gutes Gedächtnis zu haben“ halten, so entstehen solche individuellen Profile. Diese Versuchsperson z.B. hält „das Erinnern von Geburtstagen von Freunden“ für weniger diagnostisch als die durchschnittliche Versuchsperson (man beachte, daß z-Werte abgetragen sind), das „Erinnern einer Romanhandlung“ dagegen für stärker diagnostisch. Nun kann man diese Person auch fragen, für wie gut sie sich in diesen einzelnen Fertigkeiten hält. Wird das entsprechende Profil über das der Diagnostizitäten gelegt, zeigen sich häufig erstaunliche Parallelen. Personen passen ihre Definition bzw. Explikation selbstrelevanter Eigenschaftsbegriffe in selbstwertdienlicher Weise an. Persönliche Schwächen auf der Indikatorebene werden zugestanden, ohne daß deswegen die selbstwertdienliche Zuschreibung eines positiv valenten Eigenschaftsbegriffs aufgegeben werden müßte. Selbstkonzept-Immunsierung ist daher auch eine theoretisch interessante

Ergänzung für die Diskussion von selbstwerterhöhenden bzw. selbstbildstabilisierenden Prozessen, wie sie in der Selbstkonzeptforschung diskutiert werden (vgl. Stahlberg, Osnabrügge & Frey, 1985; Stahlberg, Petersen & Dauheimer, 1996).

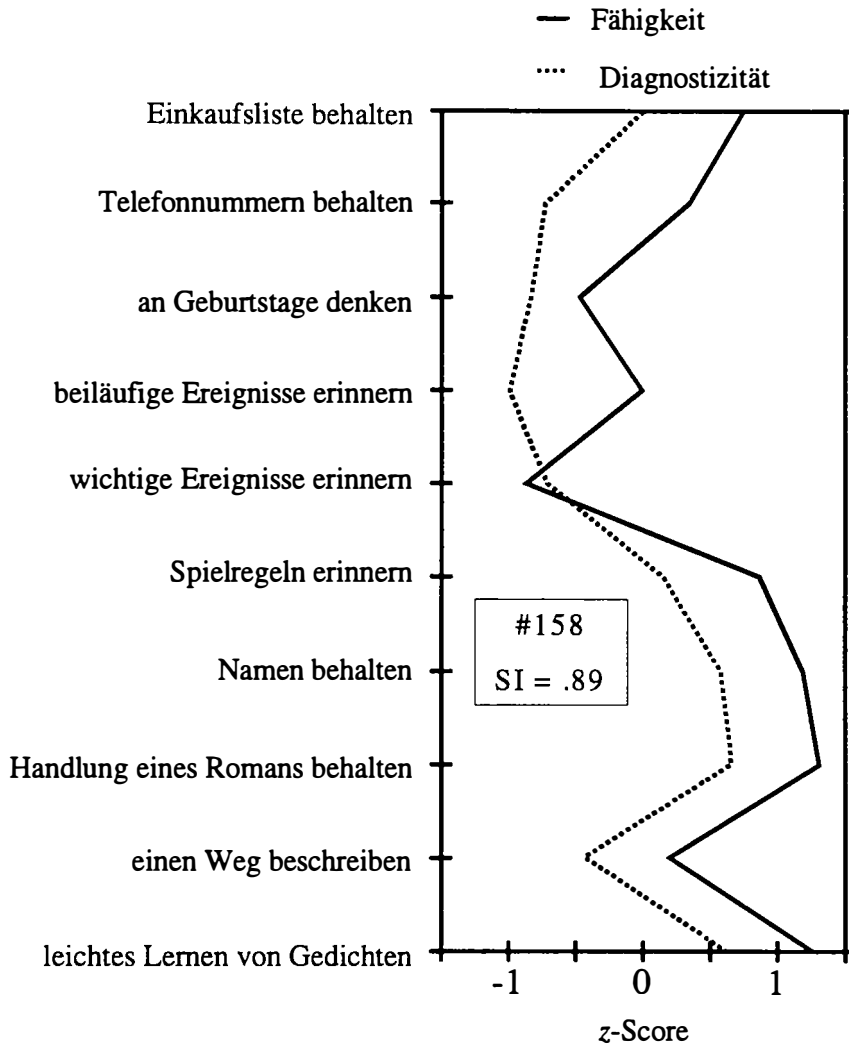


Abbildung 2. „Selbstkonzept-Immunsierung“ am Beispiel der Eigenschaft „ein gutes Gedächtnis haben“ (vgl. Greve & Wentura, 1998)

Hier möchte ich aber auf einen anderen Punkt hinweisen, der zu meinem Thema der kognitionspsychologischen Untersuchungsstrategie von Entlastungsmechanismen zurückführt. Kann es aber sein, daß diese Profilähnlichkeit nicht Produkt eines selbstbildschützenden Prozesses ist, sondern aktuell während der Fragebogenbeantwortung in der Art eines Schlußfolgerungsprozesses generiert wird? „Ich schreibe mir ein gutes Gedächtnis zu“; „Ich denke nie an Geburtstage von Freunden“; „Also kann dies kein besonders guter Indikator für die Eigenschaft ‘ein gutes Gedächtnis zu haben’ sein“. Um sich gegen diese deutlich anders akzentuierte Erklärung abzusichern, bedarf es wieder einer Forschungsstrategie, die zumindest

auf der Seite der Erhebung der Diagnostizitäten nicht auf die Selbstauskunft der Probanden angewiesen ist. Was Greve und ich getan haben (vgl. Wentura & Greve, 1996) war folgendes: Probanden wurden zu einer Intelligenzdiagnostik gebeten. Ihnen wurde vermittelt, daß Intelligenz aus einer Reihe von verschiedenen Komponenten besteht, deren Ausprägung durch verschiedene Tests ermittelt werden kann. Die Teilnehmer durchliefen eine Reihe von zunächst sechs verschiedenen Tests, die aus üblichen Verfahren entnommen wurden. Diese Tests waren stets mit einem prägnanten Alltagsbegriff benannt (vgl. Abbildung 3).

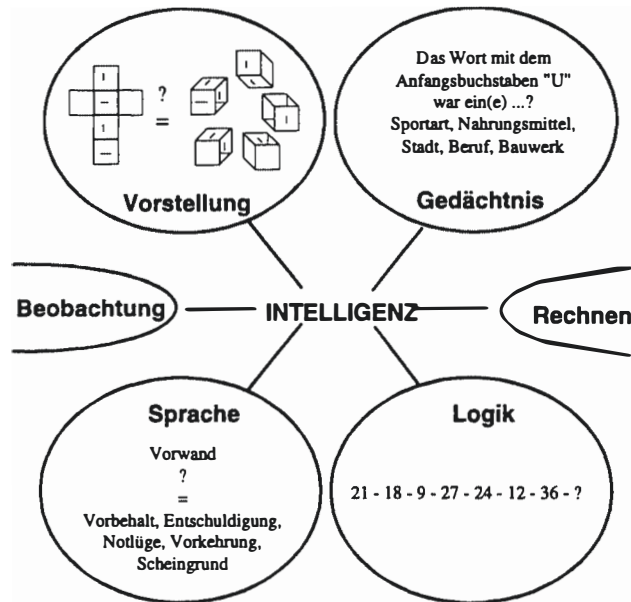


Abbildung 3. Intelligenztest-Facetten (vgl. Wentura & Greve, 1996; Erläuterung siehe Text)

Die Teilnehmer erhielten zu jedem Test eine Rückmeldung. Für zwei der Tests war die Rückmeldung deutlich unter der persönlichen Erwartung, für zwei andere deutlich über der Erwartung. Orientiert man sich an gedächtnispsychologischen Konzepten wie einem semantischen Netzwerk, so würde die Hypothese der Selbstkonzept-Immunsierung nahelegen, daß der Intelligenzbegriff nachher die Pointierung aufweist, wie sie Abbildung 4 zeigt (die '+'- bzw '-'-Zeichen stehen für die Rückmeldung).

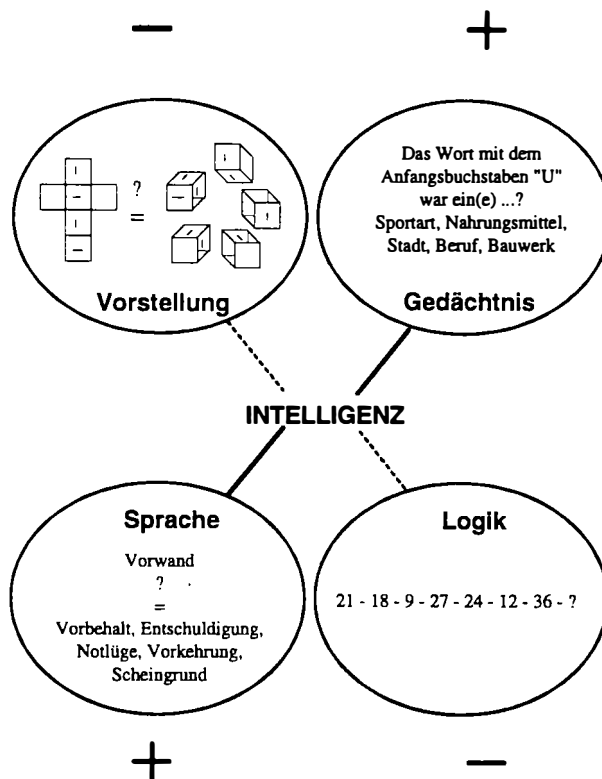


Abbildung 4. Semantisches Netzwerk des subjektiven Intelligenz-Begriffs (nähere Erläuterung siehe Text)

Die Verbindungen des Intelligenzbegriffs zu den Facetten mit positiver Rückmeldung sollten stärker ausgeprägt sein als zu denen mit negativer Rückmeldung. Wie läßt sich dies testen? In der Gedächtnispsychologie kennt man das Verfahren des semantischen Primings: Wird kurz vor einem Stimuluswort, das in irgendeiner Weise sinnvoll zu bearbeiten ist - z.B. indem es möglichst schnell laut auszusprechen ist oder möglichst schnell als sinnvolles Wort zu klassifizieren ist - ein assoziiertes Wort kurz eingeblendet, so wird die Aufgabe schneller gelöst. Eine gängige Interpretation dieses Phänomens ist, daß der kurz präsentierte Stimulus die Zugänglichkeit der mit ihm verknüpften Begriffe kurzfristig erhöht. Der Primingeffect reflektiert somit die mentale Kopplung zweier Begriffe. Übertragen auf die Selbstkonzept-Immunsierung kann angenommen werden, daß der Begriff „Intelligenz“ eher die Begriffe mit positiver Rückmeldung zugänglicher macht als die mit negativer. Wir haben somit als letzten Untertest (der als Test „kognitiver Schnelligkeit“ deklariert war) eine Primingaufgabe realisiert. Unter den Stimuli, die möglichst schnell als Wörter erkannt werden sollten, waren die Testbegriffe, für die vorher die positive bzw. negative Rückmeldung gegeben wurde. In

einer Phase wurden die Begriffe ohne ein Priming präsentiert, in einer zweiten Phase mit einem Priming durch das Wort „Intelligenz“. Abbildung 5 zeigt das Ergebnis.

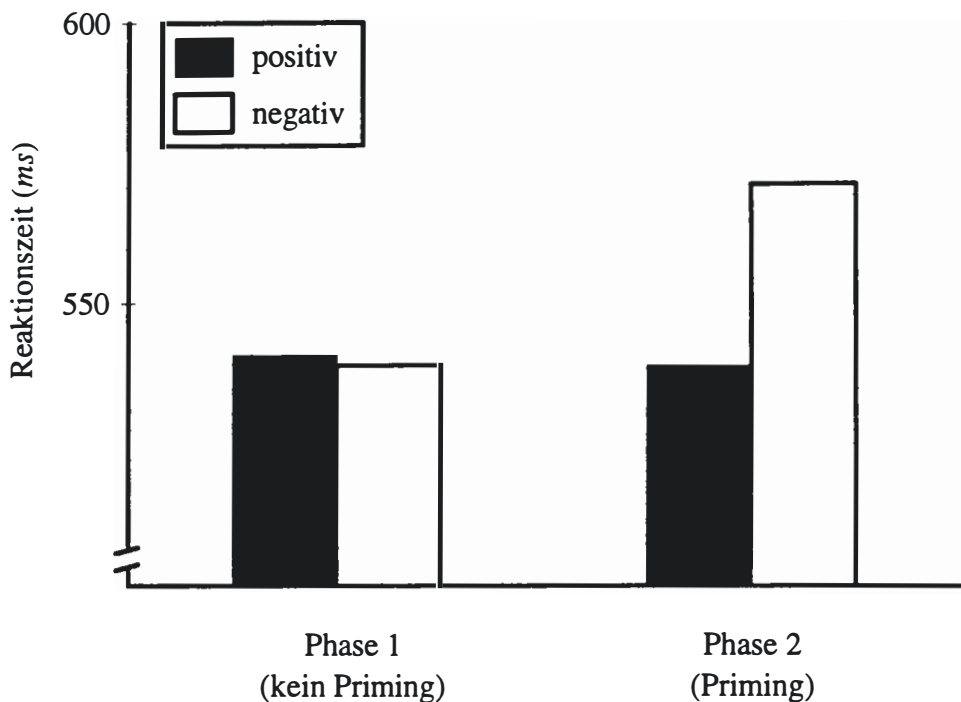


Abbildung 5. Ergebnis der „Selbstkonzept-Immunisierungs“-Studie (vgl. Wentura & Greve, 1996; Erläuterung siehe Text)

Wie Sie sehen, ergibt sich in der Bearbeitungsgeschwindigkeit für die Testbegriffe in der Phase ohne Priming kein Unterschied, wohl aber in der Phase mit einem Priming. Dieses Ergebnis ist ein Beleg für die Annahme, daß die Struktur des „Intelligenzbegriffs“ eine selbstwertdienliche Gewichtung erfährt.²

Wie die obengenannten Überlegungen zum Selbstkonzept als einer Art „Theorie über sich selbst“ nahelegen, sind die Strukturen jedoch häufig komplexerer Natur als es sich durch einfache Wort-Wort-Assoziationen darstellen läßt. Mit dem dritten Beispiel soll ein Untersuchungsansatz vorgestellt werden, der dem Rechnung zu tragen sucht. Der Anwendungsfall scheint zunächst weit entfernt von dem gerade besprochenen zu sein, weist aber bei genauerer Betrachtung erstaunliche Parallelen auf: Das Bild älterer Menschen vom Altern.

² In der Phase 2 waren die Reaktionszeiten generell erhöht, so daß die Annahme einer *Aktivierung* der positiven Begriffe beibehalten werden kann.

Beispiel 3: Das Altersbild älterer Menschen

Das Altern stellt einen paradigmatischen Fall für das Erleben irreversibler Einschränkungen und Einbußen dar. Daher sind eine Vielzahl von Untersuchungen zur Assimilations-Akkommodations-Theorie auf diesen Altersbereich zentriert (z.B. Brandtstädter et al., 1993; Brandtstädter & Greve, 1994; Brandtstädter & Wentura, 1994; Rothermund & Brandtstädter, 1997). Auch in der hier vorgestellten Tradition kognitionspsychologischer Untersuchungen zu Akkommodationsprozessen sind eine Reihe von Studien entstanden. So wurde etwa die Fokussierung entlastender Informationen in Textszenarien in einem ähnlichen Ansatz wie dem eingangs dargestellten untersucht (Wentura, Rothermund & Brandtstädter, 1995). Eine Reihe von anderen Experimenten, aus der ich ein neueres darstellen möchte, beschäftigt sich mit dem Altersstereotyp. Das Altern mit einer Reihe von negativen Veränderungen einhergeht, ist unbestreitbar und spiegelt sich natürlich auch in unseren Kategorien wieder. Die negativen Veränderungen sind dabei bemessen an den Standards, die in jüngeren Jahren gelten: Nicht mehr so schnell zu sein, gesundheitlich anfälliger zu sein, eine deutlich kürzere Lebenserwartung zu haben usw. Interessant ist nun zweierlei. Erstens ist es auch für Jüngere kein fremder Gedanke, daß Altern auch Vorteile mit sich bringt: Mehr Gelassenheit, mehr Reife, in der Regel mehr Unabhängigkeit usw. *Verfügbar* sind diese positiven Altersmerkmale sehr wohl, aber in der Regel sind die negativen Merkmale *zugänglicher*. Es liegt auf der Hand warum: Das negative Bild des alten Menschen gibt in der sicheren Altersdistanz einen günstigen sozialen Vergleich. Ein positives Selbstbild kann zumindest in diesem Aspekt sehr einfach aufrechterhalten werden. Mit zunehmendem Lebensalter wird allerdings diesem günstigen Vergleich die Grundlage entzogen. Die Nähe des aktuellen Selbstkonzeptes zum unerwünschten „possible self“ des älteren Menschen wird mit jedem Geburtstag hervorgehoben; temporale Vergleiche rücken in den Vordergrund (vgl. Philipp, Ferring, Mayer & Schmidt, 1997). Diese Ist-Soll-Diskrepanz kann nun einerseits zu Bemühungen führen, die Eigendefinition als „jung“ aufrechtzuerhalten. In der Regel werden aber akkommodative Prozesse einsetzen, die dazu führen, die Zugänglichkeit positiver Altersmerkmale zu erhöhen. Auch das läßt sich mit den schon eingeführten Methoden untersuchen. In einer ersten Studie - auf die ich hier jetzt nicht näher eingehen möchte - haben Rothermund, Wentura und Brandtstädter (1995) z.B. mit der Methode des semantischen Primings gearbeitet und untersucht, inwieweit negative und positive stereotyprelevante Begriffe durch ein Priming mit den Wörtern „alt“ bzw „jung“ in interindividuell unterschiedlicher Weise in ihrer Zugänglichkeit erhöht werden.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal an die Konzeption der „possible selves“ von Markus erinnern: Damit sind nicht - jedenfalls: nicht nur - abstrakte begriffliche Strukturen gemeint, sondern sehr konkrete Vorstellungen von sich und - stellvertretend - anderen Personen in Situationskontexten. Um etwas von dieser Komplexität einzufangen, wurden in weiteren Experimenten (vgl. Wentura, Dräger & Brandtstädter, 1997; Wentura, Holle & Komogowski, 1998) ganze Sätze auf dem Bildschirm präsentiert, in denen entweder eine ältere oder aber jüngere Protagonistin in knapp skizzierten Situationen eingeführt wurden: „Gerda H. (72) stand vor dem Geldautomaten“ bzw. „Susanne P. (25) stand vor dem Geldautomaten“. Hier wurden außerdem ganz bewußt die Begriffe „alt“ und „jung“ vermieden; biographische Nähe zu den Teilnehmern wurde über die Angabe des Alters erreicht. Die Sätze wurden Wort-für-Wort in relativ schneller Folge dargeboten. Direkt nach dem Satz wurde dann ein weiterer Stimulus - entweder ein Wort oder aber eine sinnlose Buchstabenfolge - auf dem Bildschirm dargeboten. Die Aufgabe der Probanden war es, diesen Stimulus möglichst schnell als Wort oder Nicht-Wort zu klassifizieren. Wenn der Stimulus ein Wort war, stellte es in der Hälfte der Fälle eine im Sinne des Stereotyps stimmige Ergänzung zu dem Satz dar (für das Beispiel „hilflos“); hier ist die Erwartung, daß dieses Wort durch den Satz mit der alten Frau aktiviert wird, nicht aber durch den Satz mit der jungen Frau. In der anderen Hälfte war es zur Kontrolle ein nicht naheliegendes Wort gleicher Valenz (z.B. „ekelhaft“); natürlich sollte sich hier keine Aktivierung zeigen. In der Abbildung 6 ist diese Versuchsplananordnung noch einmal an einem anderen Beispiel zu sehen (vgl. zu weiteren Details Wentura et al., 1997).

Negativ:		
<i>Prime:</i>	Martha K. (74) saß auf einer Parkbank	Monika S. (23) saß auf einer Parkbank
<i>Target:</i>	einsam (peinlich)	einsam (peinlich)
Positiv:		
<i>Prime:</i>	Ida S. (72) wurde um Rat gefragt	Ina K. (25) wurde um Rat gefragt
<i>Target:</i>	erfahren (freundlich)	erfahren (freundlich)

Abbildung 6. Versuchsplan und Beispielmateralien der Satzpriming-Studie (für fettgedruckte Wörter werden Beschleunigungseffekte erwartet, gegeben ein negatives bzw. positives Altersstereotyp; Kontrollwörter in Klammern; vgl. Wentura, Dräger & Brandtstädter, 1997)

Im folgenden sind die Ergebnisse eines Experimentes (Wentura, Holle & Komogowski, 1998) zu sehen, in dem die Präsentationsdauer der Sätze an die jeweilige Lesegeschwindigkeit der Probanden angepaßt war, so daß diese genug Zeit hatten, den Inhalt der Sätze aufzunehmen, aber keine Zeit, Erwartungen über das Stimuluswort zu bilden. Abbildung 7 zeigt die Ergebnisse.

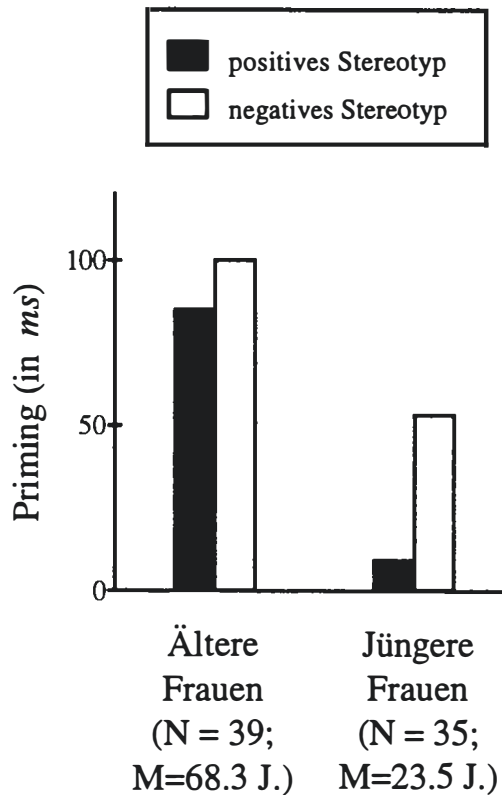


Abbildung 7. Ergebnis der Satzpriming-Studie (Erläuterungen siehe Text)

Was hier aufgetragen ist, ist der Reaktionszeitgewinn für die zum Stereotyp stimmigen Wörter, wenn sie nach einem Satz mit einer alten Protagonistin dargeboten wurden, verglichen mit dem „jungen“ Satz und verglichen mit den Reaktionen auf das nicht stimmige Kontrollwort³. Wie zu sehen ist, finden sich für jüngere Probanden (Studentinnen im Alter von 20 bis 33 Jahren) nur bei den negativen Materialien Effekte, während ältere Probanden (das waren Frauen im Alter von 60 bis 84 Jahren) sowohl für negative als auch positive

³ Das heißt, daß der Primingeffekt (PE) z.B. für die negativen Stereotypmaterialien beispielhaft (vgl. Abbildung 6) wie folgt gebildet wird: PE = (RT[Monika S. (23) .../einsam] - RT[Martha K. (74) .../einsam]) - (RT[Monika S. (23) .../peinlich] - RT[Martha K. (74) .../peinlich]).

Begriffe Effekte zeigen. Es ist hierbei interessant zu bemerken, daß die Materialien zuvor mit jüngeren Probanden in einer Einschätzungsaufgabe validiert wurden (vgl. Wentura et al., 1997): Auf die Frage, wie naheliegend jeweils die Zuschreibung des Adjektivs zu dem Protagonisten ist, ergaben sich für negative *und* positive Materialien Unterschiede in dem Sinne, daß der Begriff den älteren Protagonisten eher zugeschrieben würde. Dies ist aber nicht so in der automatischen Aktivierung, wie die Primingergebnisse zeigen.

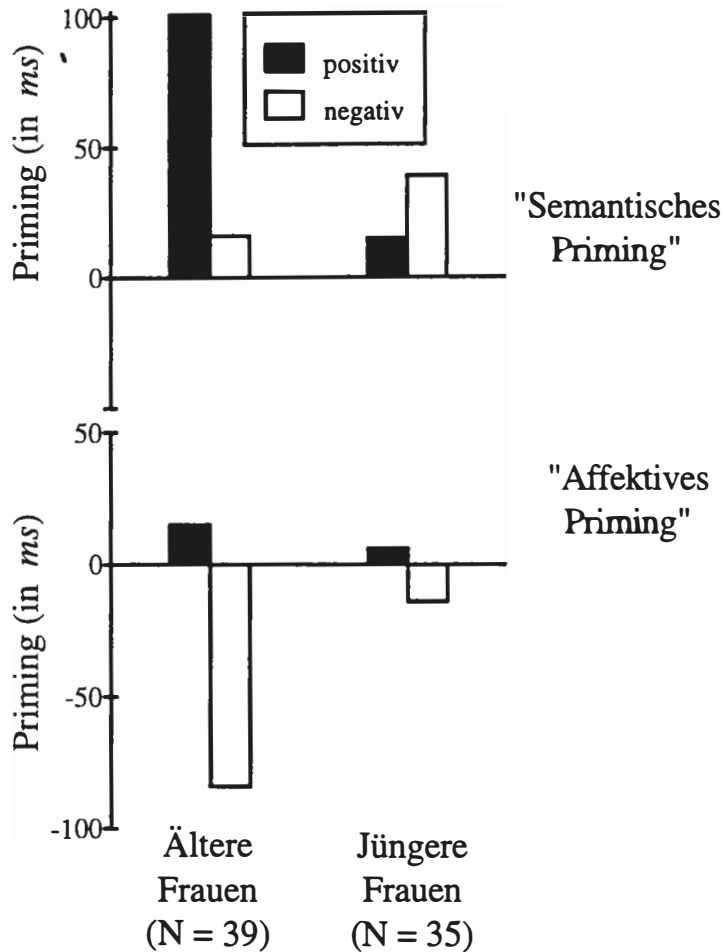


Abbildung 8. Die Unterscheidung von semantischem und affektivem Priming (Erläuterung siehe Text)

Bemerkenswert ist darüberhinaus der Befund, der in Abbildung 8 dargestellt ist. Trennt man den Primingeffekt auf in den „semantischen“ Anteil - d.h. das Ergebnis für das im Sinne des Stereotyps stimmige Wort - und den rein „affektiven“ Anteil - d.h. das Ergebnis für die semantisch unstimmmigen, aber valenten Kontrollwörter -, so ergibt sich bei den älteren Probanden ein sehr pointiertes Bild: Bei den positiven Wörtern findet sich lediglich ein

Aktivierungseffekt für die stimmigen Wörter, während der negative Effekt offenbar darin besteht, daß die negativen nicht passenden Wörter gehemmt werden (vgl. hierzu auch Wentura, 1997, in Druck). Der hinsichtlich der Valenz symmetrische Effekt in der Abbildung 7 erweist sich somit als in bewältigungstheoretisch interessanter Weise asymmetrisch: Integrierbare positive Information wird adaptiert, nicht integrierbare negative Information wird abgewehrt. Dieser Prozeß wird zudem innerhalb der älteren Stichprobe in differentialpsychologisch stimmiger Weise moderiert (vgl. Abbildung 9).

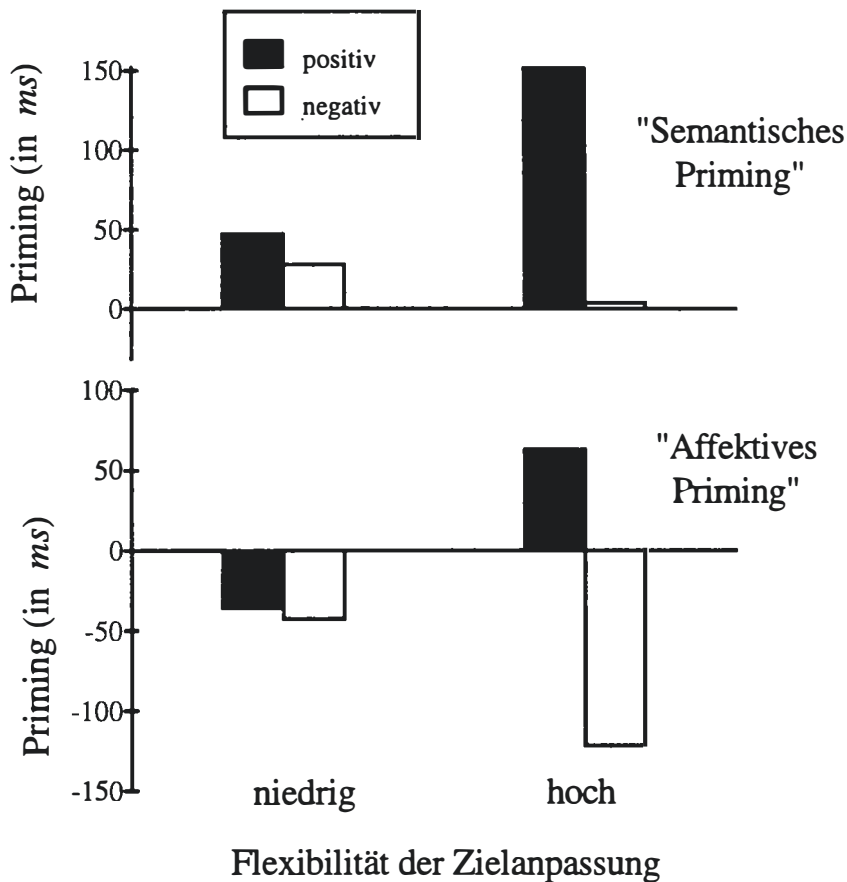


Abbildung 9. Moderation der Primingeffekte durch das Dispositionsmaß Flexibilität der Ziellanpassung

Bei Probanden mit einer hohen Ausprägung in der Variable „Flexibilität der Ziellanpassung“ (Brandtstädter & Renner, 1990), die eine dispositionale Neigung zu akkommodativen Umdeutungen erfaßt (vgl. dazu auch Brandtstädter et al., 1993; Schmitz, Saile & Nilges, 1996; Wentura, 1995) ist das gerade angesprochene Muster besonders ausgeprägt.

Fazit

Ein Fazit läßt sich von zwei Seiten her ziehen. Die eine Seite läßt sich so umschreiben: Bewältigungspsychologie hat zutiefst mit der individuellen Sicht des Individuums auf die Widrigkeiten des Lebens zu tun. Von daher ist es gut nachzuvollziehen, wenn Selbstauskünfte - d.h. vor allem Interviewaussagen und Fragebogenantworten - dominieren. Allerdings läuft die Verwendung solcher Verfahren auf der einen Seite Gefahr, Tautologien der Art „Wer eine positive, hoffnungsvolle Sicht auf die Dinge hat, dem geht es besser“ zu produzieren, auf der anderen Seite lauert das Risiko von „top-off-the-head“-Phänomenen, d.h. Probanden geben kontextuell passende, als angemessen empfundene Antworten, die aber aktuell in der Erhebungssituation generiert werden und wenig mit den faktisch wirksamen Überzeugungen zu tun haben. Beide Gefahren mindern die zunächst hohe „Augenschein“-Validität von Selbstauskunftsverfahren. So betrachtet könnte die Argumentation als methodischer Diskurs verstanden werden.

Von der anderen Betrachtungsseite ergibt sich aber: Auch aus zutiefst theoretischen Gründen liegen Indikatoren, wie sie aus der Aufmerksamkeits- oder Gedächtnisforschung bekannt sind, viel näher zur Überprüfung bewältigungstheoretischer Annahmen. Die Akkommodationstheorie macht Aussagen über Aufmerksamkeitsfokussierungen, mentale Repräsentationen, automatische Aktivierungen; Annahmen also, die sich in die funktionalen Struktur- und Prozeßmodelle der kognitiven Psychologie einordnen lassen. Von daher bedarf es auch einer Forschungsstrategie, die sich weniger an Selbstauskünften der Personen orientiert, sondern versucht, die Belege für die Annahmen in Reaktionszeitdifferenzen und anderen „kognitiven“ Indikatoren zu finden.

Allerdings darf dabei zweierlei nicht vergessen werden: Manche Variablen lassen sich nicht auf diese Art „kognitivieren“. Welche Stimmung oder Befindlichkeit z.B. jemand hat, läßt sich nicht ohne Selbstauskünfte feststellen (vgl. zu dieser Debatte auch Greve, 1996). Letztlich ist dies somit als Votum für eine wechselseitige Validierung von Verfahren zu verstehen. Außerdem: Ein zu naives Vertrauen auf Kognitionspsychologie führt zu unangemessenen Simplifizierungen. Rein kognitive Erklärungen von affektiv-motivationalen Phänomenen kann nicht das Ziel sein: Z.B. die habituelle Neigung zu Depressionen dadurch zu erklären, daß jemand „nur“ ein ungeeignetes System von Überzeugungen über sich und die Welt habe, führt letztlich nicht weiter. Gerade hier kann Bewältigungspsychologie auch einen Beitrag zur Weiterentwicklung der kognitiven Psychologie leisten, indem sie fragt, in

welchem motivationalen Umfeld kognitive Prozesse ablaufen und wie die Verzahnung affektiv-motivationaler und „kalter“ kognitiver Prozesse aussieht.

Literatur

- Brandtstädter, J. (1982). Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 13, 267-277.
- Brandtstädter, J. (1984). Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen: Weiterführende Argumente und Beispiele. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 15, 151-158.
- Brandtstädter, J. (1989). Personal self-regulation of development: Cross-sequential analyses of development-related control beliefs and emotions. *Developmental Psychology*, 25, 96-108.
- Brandtstädter, J. (1993). Strukturelle Implikationen und empirische Hypothesen in handlungs-, emotions- und moralpsychologischen Forschungsprogrammen: Wechselbeziehungen und Verwechslungen. In L. H. Eckensberger & U. Gähde (Hrsg.), *Ethische Norm und empirische Hypothese* (S. 244-267). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brandtstädter, J. & Greve, W. (1994). The aging self: Stabilizing and protective processes. *Developmental Review*, 14, 52-80.
- Brandtstädter, J. & Renner, G. (1990). Tenacious goal pursuit and flexible goal adjustment: Explication and age-related analysis of assimilative and accommodative strategies of coping. *Psychology and Aging*, 5, 58-67.
- Brandtstädter, J. & Wentura, D. (1994). Veränderungen der Zeit- und Zukunftsperspektive im Übergang zum höheren Erwachsenenalter: entwicklungspsychologische und differentielle Aspekte. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 26, 2-21.
- Brandtstädter, J., Wentura, D. & Greve, W. (1993). Adaptive resources of the aging self: Outlines of an emergent perspective. *International Journal of Behavioral Development*, 16, 323-349.
- Epstein, S. (1973). The self-concept revisited. Or a theory of a theory. *American Psychologist*, 28, 404-416.
- Filipp, S.-H., Ferring, D., Mayer, A.-K. & Schmidt, K. (1997). Selbstbewertungen und selektive Präferenz für temporale vs. soziale Vergleichsinformation bei alten und sehr alten Menschen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 28, 30-43.
- Glenberg, A. M., Meyer, M. & Lindem, K. (1987). Mental models contribute to foregrounding during text comprehension. *Journal of Memory and Language*, 26, 69-83.
- Gollwitzer, P.M. (1991). *Abwägen und Planen*. Göttingen: Hogrefe.
- Greve, W. (1990). Stabilisierung und Modifikation des Selbstkonzeptes im Erwachsenenalter: Strategien der Immunisierung. *Sprache und Kognition*, 9, 218-230.
- Greve, W. (1996). Erkenne Dich selbst? Argumente zur Bedeutung der „Perspektive der ersten Person“. *Sprache und Kognition*, 15, 104-119.
- Greve, W. & Wentura, D. (1998). *Staying yourself by changing your self: Processes of self-immunization*. Manuscript submitted for publication.
- Higgins, E. T. (1996). Knowledge activation: Accessibility, applicability, and salience. In E. T. Higgins & A. W. Kruglanski (Eds.), *Social psychology: Handbook of basic principles* (pp. 133-168). New York: Guilford.
- Kuhl, J. (1996). Wille und Freiheitserleben: Formen der Selbststeuerung. In J. Kuhl & H. Heckhausen (Hrsg.), *Motivation, Volition und Handlung* (Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C, Theorie und Forschung, Serie IV, Motivation und Emotion, Band 4, S. 665-765). Hogrefe: Göttingen.
- Lakatos, I. (1974). Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In I. Lakatos & A. Musgrave (Hrsg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt* (S. 89-190). Braunschweig: Vieweg.
- Lazarus, R. S. (1984). On the primacy of cognition. *American Psychologist*, 39, 124-129.
- Lombardi, W.J., Higgins, E.T. & Bargh, J.A. (1987). The role of consciousness in priming effects on categorization: Assimilation versus contrast as a function of awareness of the priming task. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 13, 411-429.
- Markus, H. & Nurius, P. (1986). Possible selves. *American Psychologist*, 41, 954-969.
- Markus, H. & Ruvalo, A. (1989). Possible selves: Personalized representations of goals. In L. A. Pervin (Ed.), *Goal concepts in personality and social psychology* (pp. 211-241). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Martin, L.L. & Tesser, A. (1989). Toward a motivational and structural theory of ruminative thought. In J.S. Uleman & J.A. Bargh (Eds.), *Unintended thought* (pp. 306-326). New York: Guilford Press.
- Oyserman, D. & Markus, H. R. (1990). Possible selves and delinquency. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 112-125.
- Popper, K. R. (1984). *Die Logik der Forschung (achte Auflage)*. Tübingen: Mohr.
- Rothermund, K. (1998). *Persistenz und Neuorientierung. Mechanismen der Aufrechterhaltung und Auflösung zielbezogener kognitiver Einstellungen*. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Trier, Trier.

- Rothermund, K. & Brandtstädter, J. (1997). Entwicklung und Bewältigung: Festhalten und Preisgeben von Zielen als Formen der Bewältigung von Entwicklungsproblemen. In C. Tesch-Römer, C. Salewski & G. Schwarz (Hrsg.), *Psychologie der Bewältigung* (S. 120-133). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Rothermund, K., Wentura, D. & Brandtstädter, J. (1995). Selbstwertschützende Verschiebungen in der Semantik des Begriffs "alt" im höheren Erwachsenenalter. *Sprache und Kognition*, 14, 52-63.
- Schmitz, U., Saile, H. & Nilges, P. (1996). Coping with chronic pain: flexible goal adjustment as an interactive buffer against pain-related distress. *Pain*, 67, 41-51.
- Stahlberg, D., Osnabrügge, G. & Frey, D. (1985). Die Theorie des Selbstwertschutzes und der Selbstwerterhöhung. In D. Frey & M. Irle (Hrsg.), *Theorien der Sozialpsychologie. Band III: Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien* (S. 79-124). Bern: Huber.
- Stahlberg, D., Petersen, L. & Dauenhauer, D. (1996). Reaktionen auf selbstkonzeptrelevante Informationen: Der Integrative Selbstschemaansatz. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 27, 126-136.
- Taylor, S. E. (1983). Adjustment to threatening events. A theory of cognitive adaptation. *American Psychologist*, 38, 1161-1173.
- Tulving, E. & Pearlstone, Z. (1966). Availability versus accessibility of information in memory for words. *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, 5, 381-391.
- Wentura, D. (1995). *Verfügbarkeit entlastender Kognitionen. Zur Verarbeitung negativer Lebenssituationen*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Wentura, D. (1997). Zur mentalen Repräsentation affektiv-evaluativer Komponenten: die Netzwerkmetapher und das Paradigma des „affektiven Primings“. In H. Mandl (Hrsg.), *Bericht über den 40. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in München 1996* (S. 964-971). Göttingen: Hogrefe.
- Wentura, D. (in Druck). Affektives Priming in der Wortentscheidungsaufgabe: Evidenz für postlexikalische Urteilstendenzen. *Sprache und Kognition*.
- Wentura, D., Dräger, D. & Brandtstädter, J. (1997). Altersstereotype im frühen und höheren Erwachsenenalter: Analyse akkommodativer Veränderungen anhand einer Satzpriming-Technik. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 28, 109-128.
- Wentura, D. & Greve, W. (1996). Selbstkonzept-Immunsierung: Evidenz für automatische selbstbildstabilisierende Begriffsanpassungen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 27, 207-223.
- Wentura, D., Holle K. & Komogowski, D. (1998). „Gertrud F. (75) stand vor dem Geldautomaten.“ *Die Untersuchung von Altersstereotypen im frühen und höheren Erwachsenenalter mit einer Satzpriming-Technik*. Posterbeitrag auf dem 41. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Dresden 1998.
- Wentura, D. & Nüsing, J. (1998). *Situationsmodelle in der Textverarbeitung: Evidenz für die automatische Fokussierung emotional-entlastender Informationen*. Manuskript eingereicht zur Veröffentlichung.
- Wentura, D., Rothermund, K. & Brandtstädter, J. (1995). Experimentelle Analysen zur Verarbeitung belastender Informationen: differential- und alterspsychologische Aspekte. *Zeitschrift für Experimentelle Psychologie*, 42, 152-175.
- Wood, J. V., Taylor, S. E. & Lichtman, R. R. (1985). Social comparison in adjustment to breast cancer. *Journal of Personality and Social Psychology*, 49, 1169-1183.
- Zajonc, R. B. (1984). On the primacy of affect. *American Psychologist*, 39, 117-123.

Dirk Wentura

Psychologisches Institut IV
 Universität Münster
 Fliednerstr. 21
 48149 Münster
 Tel. 0251/83-39498
 Fax 0251/83-31343
 wentura@psy.uni-muenster.de

Berichte aus dem Psychologischen Institut IV

Aus der Arbeitseinheit "Differentielle Psychologie und Persönlichkeitspsychologie" sind bisher erschienen:

- 1/1994 WENTURA, D.: Gibt es ein "affektives Priming" im semantischen Gedächtnis?
- 2/1995 BILSKY, W.: Die Bedeutung von Furcht vor Kriminalität in Ost und West (unter diesem Titel in Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform, 1996, 79, 357-372).
- 3/1996 BILSKY, W.: Ethnizität, Konflikt und Recht. Probleme von Assessment und Begutachtung in Strafverfahren mit Beteiligten ausländischer Herkunft. Antrag auf Sachbeihilfe bei der Volkswagenstiftung.
- 4/1996 BILSKY, W., BORG, I. & WETZELS, P.: La Exploración de Tácticas para la Resolución de Conflictos en Relaciones Íntimas: Reanálisis de un Instrumento de Investigación.
- 5/1997 BILSKY, W. & HOSSER, D.: Soziale Unterstützung und Einsamkeit: Zur Beziehung zweiter verwandter Konstrukte.
- 6/1997 BILSKY, W.: Vergleichende Strukturanalysen von Motiven und Werten.
- 7/1997 BILSKY, W.: Miedo al Delito, Victimization criminal, y la Relacion Miedo-Victimizacion: Algunos Problemas conceptuales y metodologicos.
- 8/1997 WENTURA, D.: The "meddling-in" of affective information: Evidence for negative priming and implicit judgement tendencies in the affective priming paradigm.
- 9/1997 BILSKY, W.: Strukturelle Beziehungen zwischen Motiven und Werten: Weitere Hinweise auf die Tragfähigkeit eines integrativen Modells.
- 10/1997 BILSKY, W.: Ethnizität, Konflikt und Recht. Bericht über ein von der Volkswagenstiftung im Schwerpunkt "Recht und Verhalten" gefördertes interdisziplinäres Symposium in der Werner-Reimers-Stiftung, Bad Homburg, vom 6.-8. Februar 1997.
- 11/1998 BILSKY, W.: Values and Motives. Paper presented at the International Research Workshop „Values: Psychological Structure, Behavioral Outcomes, and Inter-Generational Transmission“. Maale-Hachamisha, Israel, January 12-16th, 1998.
- 12/1998 BILSKY, W. & PETERS, M.: Estructura de los valores y la religiosidad. Una investigación comparada realizada en México.
- 13/1998 WENTURA, D.: Die Veränderung kognitiver Strukturen: Mikroprozessuale Aspekte der Bewältigung. Erweiterte Fassung eines Vortrags auf dem 11. „Coping Workshop“ vom 5. - 7. Juni 1998 in Hannover.